

Von Yucatán nach Berlin

Amerikanische Farbstoffe in Preußen, c. 1720–1764

Jutta Wimpler

Die Auswirkungen der Globalisierung auf das frühneuzeitliche Europa werden bei einem Blick auf den Textilsektor eindrücklich sichtbar. Im Gefolge der sogenannten »europäischen Expansion« wurden nicht nur Stoffe in großen Mengen zwischen allen Kontinenten und in alle möglichen Richtungen gehandelt. Die Rohstoffe, die zur Produktion dieser Stoffe benötigt wurden – angefangen bei Textilfasern wie Baumwolle, Leinen oder Schafwolle – legten teils lange Strecken zurück und wurden zunehmend systematisch und oft unter Einsatz repressiver Arbeitsregimes weltweit produziert. In vielerlei Hinsicht waren Textilien, vom Rohstoff bis zum fertigen Produkt, das globalste Handelsgut der frühneuzeitlichen Welt. Die industrielle Revolution, die Ende des 18. Jahrhunderts Arbeit, Produktion und Konsum fundamental verwandeln sollte, hatte nicht ohne Grund ihren Ausgangspunkt im Textilsektor.¹

Dieser Sektor bietet daher auch einen fruchtbaren Ansatzpunkt, um sich den globalen Verflechtungen Preußens im 18. Jahrhundert zu nähern. Bevor Schlesien mit seiner gut entwickelten Leinenindustrie Mitte des Jahrhunderts preußisches Territorium wurde, war der einzig nennenswerte lokal verfügbare Rohstoff (neben Holz) Schafwolle, was auf den ersten Blick wenig

1 Einführend zu diesen Themen z.B. Riello, Giorgio/Roy, Tirthankar (Hg.): *How India Clothed the World. The World of South Asian Textiles, 1500–1850*, Leiden: Brill 2009; Riello, Giorgio/Parthasarathi, Prasanna (Hg.): *The Spinning World. A Global History of Cotton Textiles, 1200–1850*, New York: Oxford University Press 2009; Siebenhüner, Kim/Jordan, John/Schopf, Gabi (Hg.): *Cotton in Context. Manufacturing, Marketing, and Consuming Textiles in the German-Speaking World (1500–1900)*, Köln: Böhlau 2019; Mazzaoui, Maureen Fennell (Hg.): *Textiles. Production, Trade and Demand*, London: Ashgate Publishing 1998; Inikori, Joseph: *Africans and the Industrial Revolution in England. A Study in International Trade and Development*, Cambridge/New York: Cambridge University Press 2002.

»global« anmutet. Doch in der Verarbeitung dieses textilen Rohstoffs wandten sich Preußen und vor allem Berlin zunehmend globalen Märkten zu. Dies betraf nicht zuletzt eine Gruppe von Rohstoffen, die für die Produktion attraktiver und somit konkurrenzfähiger Stoffe unerlässlich war: Farbstoffe. Die Verfügbarkeit dieser Farbstoffe in Berlin – und somit auch für Berliner Manufakturen – wandelte sich grundlegend zwischen 1730 und 1750. Dieser Wandel ist Gegenstand des vorliegenden Beitrags.

Eine unterschätzte Produktgruppe

Bevor Textilfarben im Zuge des 19. Jahrhunderts chemisch produziert werden konnten, wurden bunte Stoffe für Kleidung und Möbel mit sogenannten natürlichen Farbstoffen generiert. Verschiedene Arten von Pflanzen – vom Färberkrapp über den Indigo bis zum Gallapfel – kamen dafür in Frage. Allerdings mussten die meisten dieser Pflanzen erst in einem komplexen Prozess mit sogenannten Beizstoffen (z.B. Salze oder Metalle) kombiniert werden, um auf unterschiedlichen Stoffarten ein gutes und haltbares Farbergebnis zu produzieren. Die Kombination mit Beizstoffen erweiterte außerdem die Farbpalette eines Farbstoffes, da verschiedene Beizstoffe in Verbindung mit einem Farbstoff unterschiedliche Farbtöne erzielen.² Was Färbetechniken angeht, hinkte Europa noch bis ins siebzehnte Jahrhundert deutlich hinterher, was den großen Erfolg bunter asiatischer Baumwollstoffe auf europäischen Märkten miterklärt. Vor allem durch Techniktransfers aus dem Mittelmeerraum konnten viele europäische Textilbetriebe und Färbereien den Einsatz von Beizen bzw. die Kombination von Beiz- und Farbstoffen ab Mitte des 17. Jahrhunderts deutlich verbessern.³ Der durchschlagende Erfolg dieser

2 Struckmeier, Sabine: Die Textilfärberei vom Spätmittelalter bis zur Frühen Neuzeit (14.-16. Jahrhundert). Eine naturwissenschaftlich-technische Analyse deutschsprachiger Quellen, Münster: Waxmann 2011, S. 268f.

3 Raveux, Oliver: »The Birth of a New European Industry. L'Indiennage in Seventeenth-Century Marseilles«, in: Riello/Parthasarathi, *The Spinning World* (2009), S. 291–306, hier S. 296, 300; Riello, Giorgio: »Asian Knowledge and the Development of Calico Printing in Europe in the Seventeenth and Eighteenth Centuries«, in: *Journal of Global History* 5 (2010), S. 1–28, hier S. 14f.; Siebenhüner, Kim: »The Art of Making Indienne. Knowing How to Dye in Eighteenth-Century Switzerland«, in: Siebenhüner/Jordan/Schopf, *Cotton in Context* (2019), S. 145–170, hier S. 151, 155.

technischen Verbesserungen wurde allerdings erst durch einen anderen Faktor massentauglich: die deutlich zunehmende Verfügbarkeit von Farbstoffen durch den Zugang zu Amerika.

Zwar gab es auch in Europa potente Farbstoffe, wie etwa den Blaufarbstoff Waid, die Gelbfarbstoffe Wau und Scharle, oder den Rotfarbstoff Krapp – aber seit dem späten 17. Jahrhundert kam kaum eine europäische Färberei ohne Alternativen, vor allem aus Amerika aus. In diesem Jahrhundert hatten europäische Siedler den systematischen Anbau von Farbstoffen auf Plantagen initiiert – zum Beispiel von bereits aus Asien bekanntem und auch in den Amerikas beheimateten Indigo. Vor allem auf den karibischen Inseln arbeiteten afrikanische Sklav:innen unter ausgesprochen repressiven Arbeitsregimes auf einer wachsenden Anzahl von Indigoplantagen. Allein auf den französischen Inseln stieg die Anzahl der Indigoplantagen innerhalb einiger Dekaden sprunghaft an: 1683 existierten 48 Werke auf allen Inseln zusammen; vier Jahre später zählte man alleine auf Saint Christophe bereits 171 Indigowerke; 1713 in Saint-Domingue 1200, und 1730 hatte sich diese Anzahl nochmals verdoppelt.⁴ Indigo und Waid enthalten chemisch betrachtet beide Indigotin, aber die Indigopflanzen waren deutlich potenter als Waid (enthielten also mehr Indigotin).

Auch amerikanische Farbhölzer wurden systematisch abgeholzt, unter Einbezug vor allem lokaler Arbeitskräfte und später afrikanischer Sklav:innen. Auf der Halbinsel Yucatán wurden so die Maya zunehmend von Teilen der Küste verdrängt, um dem Verlangen der europäischen Textilindustrien nach dem neuartigen und bisher gänzlich unbekanntem Blauholz (*Heamatoxylum Campechianum*, engl. *logwood*, fr. *bois de campêche*) nachzukommen – ein Holz, das verwirrenderweise rötlich aussieht und vor allem in der Schwarzfärberei eingesetzt wurde, ja diese sogar gänzlich revolutionierte.⁵ Bevor Blauholz die

4 Pritchard, James: *In Search of Empire. The French in the Americas, 1670–1730*, Cambridge: Cambridge University Press 2004, S. 125, 128. Siehe auch Voss, Karsten: *Sklaven als Ware und Kapital. Die Plantagenökonomie von Saint-Domingue als Entwicklungsprojekt 1697–1715*, München: C.H. Beck 2016.

5 Camille, Michael A./Espejo-Saavedra, Rafael: »Historical Geography of the Belizean Logwood Trade«, in: *Yearbook (Conference of Latin American Geographers)* 22 (1996), S. 77–85; Joseph, Gilbert M.: »British Loggers and Spanish Governors. The Logwood Trade and its Settlements in the Yucatan Peninsula: Part I«, in: *Caribbean Studies* 14 (1974), S. 7–37; Rossano, Geoffrey L.: »Down to the Bay: New York Shippers and the Central American Logwood Trade, 1748–1761«, in: *New York History* 70/3 (1989), S. 229–250, hier S. 238.

Bühne betrat, musste schwarze Farbe in einem mehrstufigen Prozess hergestellt werden, bei dem zunächst mit Waid (und im Idealfall Indigo) blau- und anschließend mit Galläpfeln schwarzgefärbt wurde. Durch den Einsatz von Blauholz entfiel der kostenintensive Zwischenschritt des Blaufärbens, und es konnte direkt schwarzgefärbt werden. Dadurch wurden schwarze Textilien sowohl günstiger in der Herstellung als auch qualitativ hochwertiger.⁶

Im Süden Amerikas war es hingegen das rotfärbende Brasilholz, den Europäern bereits aus Asien bekannt und namensgebend für das Land Brasilien, das systematisch nach Europa verschifft wurde. Bereits im Mittelalter wurde in Europa mit asiatischem Brasilholz gefärbt, doch in Amerika hatte man nun direkten (folglich auch günstigeren) Zugang zu einer deutlich größeren Menge dieses Farbholzes. Ebenfalls aus Amerika kam der luxuriöse Rotfarbstoff Cochenille, das Produkt einer Schildlaus. Es handelt sich hier um einen sehr leichten und hochpotenten Farbstoff, der zwar sehr teuer, aber im Vergleich mit existierenden Alternativen immer noch günstig war. Cochenille ersetzte daher relativ schnell das Vorgängerprodukt Kermes, aus einer im Mittelmeerraum verbreiteten Schildlaus, die den gleichnamigen Farbstoff erzeugte.⁷ Kurzum: Der Zugang zu Amerika brachte nicht nur neue Farbstoffe nach Europa, sondern erhöhte die Verfügbarkeit von bereits bekannten. Diese Farbstoffe waren deutlich erschwinglicher als ihre asiatischen Pendanten und machten auch europäischen Alternativen erfolgreich Konkurrenz. Gleichzeitig schuf der zunehmende Bedarf an farbprächtigen Stoffen ein generelles Interesse an jeglichen Farbstoffen und führte durchaus auch zu einer Art »Revival« für europäische Farbstoffe wie Waid oder Krapp.

Preußens Farbstoffproblem

Um den einzigen kommerziell verwertbaren Rohstoff – Schafwolle – wirtschaftlich produktiver zu machen, initiierte der preußische Staat im Jahr 1713 unter dem Soldatenkönig Friedrich Wilhelm I. die Gründung des Königlichen

6 Cardon, Dominique: *Natural Dyes: Sources, Tradition, Technology and Science*, London: Archetype 2007, S. 270f.; Schneider, Jane: »Peacocks and Penguins. The Political Economy of European Cloth and Colors«, in: *American Ethnologist* 5 (1978), S. 413–447; L. Rossano: *Down to the Bay*.

7 D. Cardon: *Natural Dyes*, S. 625, 628, 642.

Lagerhauses Berlin. Hier sollte die Produktion der Uniformen für die wachsende Armee gebündelt werden.⁸ Wie hinlänglich bekannt, kam es im Zuge des 18. Jahrhunderts in Preußen zu einer Reorganisation und Ausweitung militärischer Strukturen – in allen Landesteilen wurde ein gewisser Prozentsatz an jungen Männern zur militärischen Ausbildung verpflichtet und für jeweils drei Monate im Jahr weitergebildet, um in Kriegszeiten rasch eingezogen und eingesetzt zu werden.⁹ Diese Armee musste selbstverständlich auch ausgestattet und gekleidet werden.

Das Königliche Lagerhaus wurde zwar auf staatliche Initiative, aber mit Privatkapital gegründet; 1723/24 ging der Betrieb an den König über. Dieser wiederum übergab ihn an das Militärwaisenhaus Potsdam, das neuer Eigentümer wurde. Zu dieser Zeit war noch nicht klar, wer das Färben der Stoffe übernehmen würde – und unter welchen Bedingungen. 1724 wurden ein Blau- und ein Scharlachfärber mit der Errichtung zweier Färbehäuser innerhalb des Lagerhauses betraut, mussten dies allerdings auf eigene Kosten und eigenes Risiko bewerkstelligen. Gleichzeitig machte das Lagerhaus als Vorgesetzter Vorgaben, die den Färbern ihre Arbeit erschwerten – dies betraf nicht zuletzt die Beschaffung von Farbstoffen.

Denn Preußen hatte ein Problem: Auf seinem eigenen Territorium wurde Anfang des 18. Jahrhunderts kein einziger Farbstoff kommerziell produziert. Eine preußische Uniform bestand in der Regel aus wollenen Stoffen in den

8 Hinrichs, Carl: »Das königliche Lagerhaus in Berlin«, in: *Forschungen zur Brandenburgischen und Preußischen Geschichte* 44 (1932), S. 46–69; Hinrichs, Carl: »Die Wollindustrie in Preußen unter Friedrich Wilhelm I. Darstellung mit Aktenbeilagen«, *Acta Borussica* Reihe 2, Abteilung E. Frankfurt a.M. 1987; Reissig, Harald: »Das Berliner Lagerhaus 1713–1816. Zum Einfluss von Regierung und Wirtschaft auf die Entwicklung einer altpreussischen Staatsmanufaktur«, in: *Jahrbuch für die Geschichte Mittel- und Ostdeutschlands* 29 (1980), S. 68–95; Wimpler, Jutta: »Troublemakers in a State-Run Enterprise. Conflict Management and the Limits of Social Disciplining in the Königliches Lagerhaus Berlin, c. 1720–1760«, in: Veronika Hyden-Hanscho/Werner Stangl (Hg.), *Formative Modernities in the Early Modern Atlantic and Beyond. Identities, Politics and Global Economics*, Singapore: Palgrave Macmillan, S. 173–196; Wimpler, Jutta: »Dyeing Woollens in Eighteenth-Century Berlin. The Königliches Lagerhaus and the Globalization of Prussia through Colouring Materials«, in: *Siebenhüner/Jordan/Schopf, Cotton in Context* (2019), S. 195–221; Neugebauer, Wolfgang: »Brandenburg-Preußen in der Frühen Neuzeit«, in: *Neugebauer, Das 17. und 18. Jahrhundert* (2009), S. 113–407, hier S. 285–296.

9 Wilson, Peter H.: »Social Militarization in Eighteenth-Century Germany«, in: *German History* 18 (2000), S. 1–39.

Farben rot, blau und paille (strohgelb). Um einheitliche, schöne und vor allem haltbare Farben zu kreieren, ist nicht nur ein ausgeklügeltes technisches Know-how gefragt, sondern auch die materielle Basis, um dieses Wissen für die Massenproduktion von Uniformen nutzbar machen zu können. Große Mengen qualitativ hochwertiger und möglichst kostengünstiger Farbstoffe mussten zur Verfügung stehen. Um die Armee adäquat uniformieren zu können, mussten also Bezugsquellen für Farbstoffe gefunden werden. Sehr früh produzierte das Lagerhaus neben Uniformen auch Stoffe für den privaten Konsum und den Verkauf auf Messen.¹⁰ Um konkurrenzfähig zu sein, musste auch dafür die Rohstoffbasis gesichert werden.

In den frühen Jahren, in denen das Lagerhaus dem Militärwaisenhaus Potsdam unterstand, den 1720er und 30ern, war die Versorgung des Lagerhauses mit Farbstoffen alles andere als unproblematisch.¹¹ Zwar sind Versuche belegt, Krapp, Waid und Wauplantagen in Preußen auf die Beine zu stellen; diese waren aber mäßig erfolgreich. D.h. selbst in Europa hergestellte Farbstoffe wie Waid oder Krapp konnte Preußen nur durch Handel erwerben. Europäische, asiatische, amerikanische und afrikanische Farbstoffe erreichten Preußen auf demselben Weg – und zwar über eine Art Kommissionshandel, dem Einkauf über Mittelsmänner.

Das Lagerhaus beauftragte zwei Individuen, sogenannte »Residenten«, für das Lagerhaus Farbstoffe (und andere benötigte Produkte wie Merinowolle) einzukaufen: Destinon in Hamburg und Warin in Amsterdam. Wenn Warin in Amsterdam Farbstoffe besorgte, schickte er diese zu Destinon, der sie wiederum von Hamburg per Schiff die Elbe hinauf nach Magdeburg und dann über die Havel nach Berlin versandte. Destinon kaufte allerdings auch selbst direkt in Hamburg Farbstoffe. Doch dieses System entpuppte sich schnell als ausgesprochen ineffizient. Zunächst ließen die Lieferungen oft lange auf sich warten.¹² Zweitens gab es massive Beschwerden von Seiten der Färber über die Qualität der gelieferten Farbstoffe.

So beklagten die Färber, dass die beiden Einkäufer in Hamburg und Amsterdam nicht ausreichend qualifiziert waren, um gute von schlechten Farbstoffen zu unterscheiden. Qualitätsprüfung war essentiell, da zur damaligen Zeit

10 H. Reissig: Das Berliner Lagerhaus 1713–1816, S. 73f.

11 Für die folgende Darstellung siehe J. Wimpler: Dyeing Woollens.

12 Siehe z.B. Geheimes Staatsarchiv Preußischer Kulturbesitz (=GStA PK) I. HA Rep. 181, Nr. 43: 51ff.

Farbstoffe häufig gestreckt oder verfälscht wurden, was nur eine fachkundige Person tatsächlich erkennen konnte. Der Scharlachfärber des Lagerhauses bestand daher darauf, die Qualität vor dem Ankauf erst überprüfen zu dürfen: Warin und Destinon sollten ihm Proben zuschicken und erst nach seiner Zustimmung den Kauf abschließen.¹³ Dies hätte allerdings zu viel Zeit in Anspruch genommen. Die Wahrscheinlichkeit, dass das Produkt bis zum Eintreffen der Nachricht aus Berlin noch zum Verkauf stand, war eher gering.

Ein gutes Färbeergebnis war nicht nur essentiell für die Produktion von Uniformen und zur Bedienung inländischer Märkte: Destinon war außerdem beauftragt, weitere Käufer für die Produkte des Lagerhauses zu finden. Zu diesem Zweck präsentierte er seinen Kontakten in Hamburg Stoffproben, welche diese nach Cádiz und London versandten. Zumindest 1725 ließ der Erfolg zu wünschen übrig: Destinon musste den Verantwortlichen in Berlin mitteilen, dass die Textilien nicht den Erwartungen der Käufer entsprächen – sie hätten auch »keine neue modische couleur«.¹⁴ Es gibt sogar einen direkten, wenn auch zugegebenermaßen noch isolierten Hinweis darauf, dass Amerika als potenzieller Absatzmarkt ins Visier genommen wurde: Im Mai 1730 bestellte Destinon im Auftrag des französischen Händlers Bernard Lexier Stoffproben aus Berlin, die »nach Amerika« geschickt werden sollten.¹⁵ Derlei Spuren verlieren sich in späteren Jahren, eben weil man sich von diesem Kommissionshandel abwandte und die Lagerhaustextilien in erster Linie über Messen vertrieb (vor allem in Frankfurt an der Oder, Braunschweig, Magdeburg und Leipzig). Es existieren allerdings vage Hinweise auf Lagerhaustextilien in den Niederlanden und sogar auf Exporte über Portugal nach »Indien«, womit sehr wahrscheinlich Westindien, also die Karibik gemeint ist.¹⁶ Die Ineffizienz des Kommissionsystems offenbarte sich übrigens nicht nur beim Farbstoffhandel, sondern darüber hinaus auch beim Einkauf von Merinowolle aus Portugal und Spanien, die auf demselben Weg nach Berlin kam und deren Qualität und Lieferzeiten ebenfalls bemängelt wurden.

13 GStA PK I. HA Rep. 181, Nr. 135: 194. Tatsächlich scheint dies auch eine Zeitlang Praxis gewesen zu sein, bevor Warin und Destinon Erlaubnis erhielten, direkt (ohne das Zusenden von Proben) einzukaufen. Die Färber waren mit diesem Vorgang allerdings nicht einverstanden.

14 GStA PK I. HA Rep. 181, Nr. 135: 283.

15 GStA PK I. HA Rep. 181, Nr. 624: 5, 8, 9.

16 C. Hinrichs: Die Wollindustrie, S. 96f., 121.

Eine kleine Revolution: Materialwarenhändler

In den 1750er und 60er Jahren sah die Lage ganz anders aus, wie unter anderem aus einem Bericht des Lagerhausdirektors Carl Gottfried Bastineller aus dem Jahre 1764 hervorgeht. Nach dem Siebenjährigen Krieg wurde das Lagerhaus an Heinrich Schmitz, einen Unternehmer aus Aachen verpachtet und wechselte damit nochmals den Betreiber. Der Bericht ist das Resultat einer großangelegten Untersuchung über die Machenschaften des Lagerhauses, die Schmitz in die Wege leitete. Er wollte bei seiner Übernahme genauestens über jegliche Aspekte von Ankauf und Produktion unterrichtet werden und erstellte zu diesem Zweck einen Fragebogen mit insgesamt 74 Punkten, die Bastineller beantworten musste. Auf die Frage, woher die Cochenille käme, antwortete Bastineller:

[...] So haben S[eine] königl[iche] Maj[es]t[ät]. [...] beschlossen, daß die beym Hauß zur Consumption nöthigen farbe materialien, wie auch baumöle und fisch-leim, von deren hiesigen kaufleuthen genommen werden sollte; hierunter hat das Lagerhauß auch nicht gelitten, indem *sich erstmahls solche evements ergeben haben*, daß man alhier die farbe materialien baumöhl und leim, *wohlfleiler* erkaufft hat, *als selbiges in holland und Hamburg*, nach dasigen Preiß couranten hätten können erkaufft werden, folglich die Transport kosten gewonnen werden.¹⁷

Ein spezieller *Commis* namens Weinbeck erledigte die Einkäufe also in Berlin, und die Färber mussten dem Lagerhaus (in Person von Weinbeck) dann die benötigten Farbstoffe über ihr eigenes Budget abkaufen.¹⁸ Das muss bedeuten, dass zu dieser Zeit genügend Berliner Kaufleute existierten, die Farbstoffe verlässlich besorgen konnten bzw. auf Lager hatten. Das kann in den 1720er und 30er Jahren nicht der Fall gewesen sein, sonst hätte das Lagerhaus wohl kaum umständlich in Hamburg und Amsterdam eingekauft. Mit den »evements« meinte Bastineller offenkundig die Tatsache, dass Berliner Materialwarenhändler mittlerweile den Bedarf decken konnten. Sie hatten die Nachfrage nach Farbstoffen erkannt und Wege zu deren Beschaffung gefunden.

Das bestätigen auch die sogenannten Haupt-Cassen-Rechnungen, also die Buchhaltung des Lagerhauses.¹⁹ In diesen Büchern finden sich Angaben über

17 GStA PK I. HA Rep. 181, Nr. 27. Hervorhebung durch die Autorin.

18 Siehe hierzu im Detail J. Wimpler: *Dyeing Woollens*, S. 216–217.

19 GStA PK I. HA Rep. 181, Nr. 94–99.

die Mengen, Preise und Verkäufer von Farbstoffen pro Monat. Die Kassenbücher liegen leider nur für fünfeneinhalb Jahre vor; dennoch kann man aus diesen Jahrgängen durchaus Interessantes ablesen, so z.B. über die Palette von Farbstoffen und die eingekauften Mengen.

Abbildung 1: Farbstoffeinkäufe des Königlichen Lagerhauses Berlin, in Pfund.²⁰ Farbstoffe aus Übersee werden durch einen schwarzen Pfeil hervorgehoben.

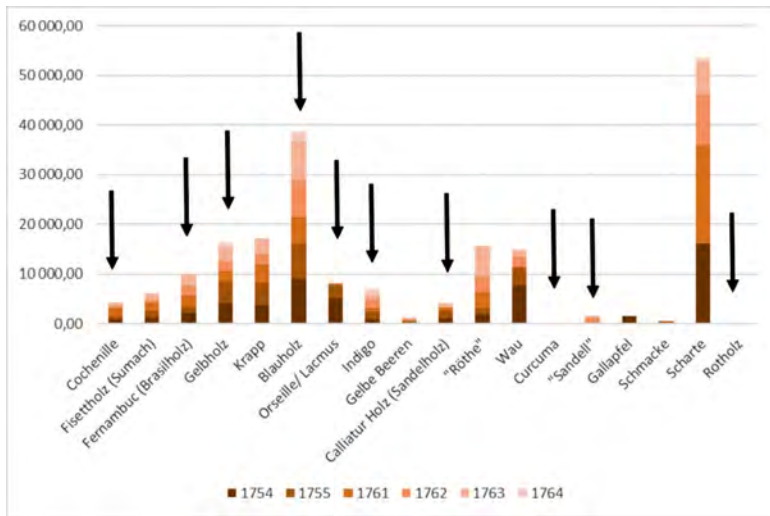


Abbildung 1 zeigt, dass das Lagerhaus eine ausgesprochen breite Palette von Farbstoffen einkaufte. Im Grunde wurde alles, was in der Wollfärberei zur damaligen Zeit im Einsatz war, auch im Lagerhaus genutzt – darunter auch eine ganze Reihe überseeseische Farbstoffe.²¹ An dieser Stelle muss nochmals dar-

20 Basierend auf einer Auswertung der Haupt-Cassen-Rechnungen des Königlichen Lagerhauses Berlin. GSTA PK I. HA Rep. 181, Nr. 94–99.

21 »Schmacke« ist vermutlich identisch mit Fisettholz (Sumach). Die Bezeichnung »Rotholz« ist vage und könnte sich z.B. auf Brasilholz oder asiatisches rotes Sandelholz (Calliaturholz) beziehen; es könnte sich allerdings auch um verschiedene afrikanische Rothölzer handeln, die zur damaligen Zeit den Weg nach Europa fanden, z.B. afrikanisches Sandelholz (*Baphia nitida*, »camwood«) oder das *takula* genannte Rotholz *pteroocarpus soyauxi*, das von der Loangoküste Westzentralafrikas exportiert wurde. »Sandell« ist vermutlich gleichbedeutend mit Calliaturholz. Scharte ist ein Gelbfarbstoff, der che-

an erinnert werden, dass das Königliche Lagerhaus zu diesem Zeitpunkt nicht mehr nur für die Armee produzierte, sondern auch für den privaten Markt, d.h. die breite Palette erklärt sich auch dadurch, dass neben den blau-rot-gelben Uniformen verschiedenfarbige Stoffe für den privaten Markt hergestellt werden mussten. Es sei außerdem angemerkt, dass die Ankäufe des europäischen Blaufarbstoffs Waid nicht in der Grafik erscheinen, weil Waid nicht in Pfund, sondern in Fässern gemessen wurde und eine Umrechnung von Fässern in Pfund spekulativ wäre. Es muss also ergänzt werden, dass in den untersuchten fünfzehn Jahren 62 Fass Waid angekauft wurden.

Dieser Sachverhalt ist deshalb relevant, weil die Sekundärliteratur häufig einen schiefen Eindruck von frühneuzeitlichen Färbetechniken vermittelt, indem zum Beispiel suggeriert wird, dass Indigo in europäischen Färbereien den Waid ersetzt oder verdrängt hätte.²² Tatsächlich waren Färbeverfahren sehr komplex – es wurde nie mit nur einem einzigen Farbstoff gearbeitet.²³ Die Lagerhausquellen zeigen etwa, dass die Blauküpen – also die in Bottichen zubereitete blaue Farbe – nicht nur aus Indigo bestanden, sondern aus einer Mischung von Indigo, Waid und Krapp.²⁴ Auch in der Rotfärberei wurde so gut wie nie nur ein einziger Farbstoff für die Herstellung einer Farbe verwendet – de facto wurden Krapp und Cochenille (sowie häufig noch weitere Farbstoffe) gemischt. Nur eine kleine Portion Cochenille konnte die Qualität eines krappbasierten Rot deutlich verbessern.²⁵ Die Komplexität des Färbeprozesses hilft auch, die Rolle der anderen angegebenen Farbstoffe zu erklären, z.B. die Einkäufe von Sandelholz, Orseille, den Gelbhölzern, oder gar dem eigentlich eher »minderwertigen« Rotfarbstoff Brasilholz. Sie alle dienten vor allem einem Zweck: der Nuancierung.

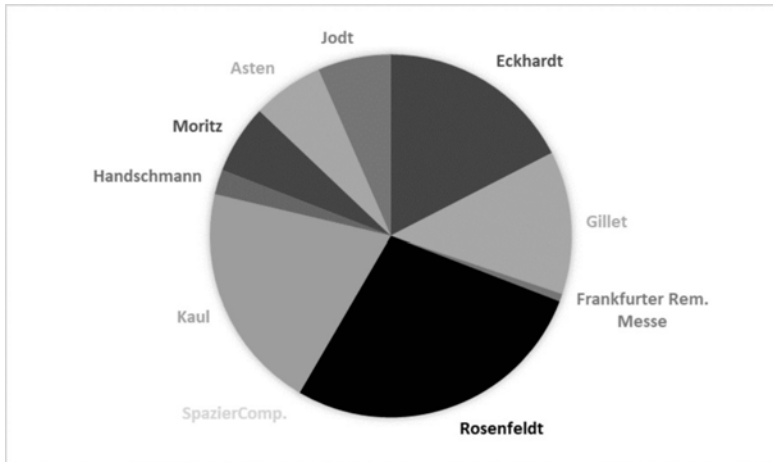
misch Wau gleicht und im Umfeld von Berlin produziert wurde. Detaillierter dazu J. Wimpler: *Dyeing Woollens*.

- 22 Auch in der neueren Literatur wird dies gerne noch behauptet, z.B. Kriger, Colleen E.: »Our indico designe«. *Planting & Processing Indigo for Export, Upper Guinea Coast, 1684–1702*«, in: Robin Law/Suzanne Schwartz/Silke Strickrodt (Hg.), *Commercial Agriculture, the Slave Trade, and Slavery in Atlantic Africa*, Woodbridge: James Currey 2013, S. 98–115, hier S. 100.
- 23 S. Struckmeier: *Die Textilfärberei*; D. Cardon: *Natural Dyes*.
- 24 Z.B. GStA PK I. HA Rep. 181, Nr. 44: 135; GStA PK I. HA Rep. 181, Nr. 106: 109ff. Siehe auch Jacobsson, Johann Carl Gottfried: *Schauplatz der Zeugmanufakturen in Deutschland*. Erster Band, Berlin: August Mylius 1773, S. 359–361; D. Cardon: *Natural Dyes*, S. 345, 371.
- 25 J.C.G. Jacobsson: *Schauplatz der Zeugmanufakturen*, S. 403, 411, 416; Cardon: *Natural Dyes*, S. 628.

Wir können anhand der Kassenbücher auch Bastinellers Aussage zumindest in Ansätzen bestätigen, dass vornehmlich von Berliner Materialwarenhändlern gekauft wurde. Ins Auge springt zunächst die große Anzahl an Materialwarenhändlern, die dem Lagerhaus Farbstoffe anbieten konnten, sowie der nicht weniger wichtige Umstand, dass sich keiner dieser Händler einzig auf Farbstoffe spezialisiert hatte. Auch andere für die Färb- und Textiltechnik wichtige Produkte (wie etwa Öle und Beizstoffe) kaufte das Lagerhaus von denselben Händlern. Der Berliner Materialwarenhandel um 1750 gehört nicht zu den bestbeforschten Themen in der preußischen Geschichte – doch einige Namen können eindeutig als Berliner identifiziert werden.²⁶ Abbildung 2 stellt beispielhaft die Bezugsquellen des Lagerhauses im Jahr 1754 dar; in anderen Jahren finden sich regelmäßig auch Namen wie Westphal, Lange, Nöbeling und viele mehr. Der Sachverhalt ist deutlich: der Berliner Materialwarenhandel hatte sich um 1750 auf die Nachfrage nach Farbstoffen eingestellt. Die offene Frage lautet nun: woher bezogen diese Händler ihre Produkte – und wieso waren diese, wenn wir Direktor Bastineller Glauben schenken wollen, in Berlin sogar günstiger als in Hamburg oder Amsterdam?

26 Siehe dazu vor allem Straubel, Rolf: Kaufleute und Manufakturunternehmer. Eine empirische Untersuchung über die sozialen Träger von Handel und Großgewerbe in den mittleren preußischen Provinzen (1763 bis 1815). Stuttgart: Franz Steiner 1995; Radtke, Wolfgang: Gewerbe und Handel in der Kurmark Brandenburg 1740 bis 1806. Zur Interdependenz von kameralistischer Staatswirtschaft und Privatwirtschaft (= Veröffentlichungen des Brandenburgischen Landeshauptarchivs, Band 46), Berlin: Berliner Wissenschafts-Verlag 2003; Rachel, Hugo/Wallich, Paul: Die Zeit des Merkantilismus (= Berliner Großkaufleute und Kapitalisten, Band 2), Berlin: De Gruyter 1967.

Abbildung 2: Die Farbstoff-Ankäufe des Lagerhauses im Jahr 1754: Bezugsquellen (prozentualer Anteil, berechnet nach gelieferten Mengen).²⁷



Infrastruktur, Zölle und die Rolle Stettins

Die Abbildung 2 beinhaltet auch den Posten »Frankfurter Rem. Messe«, der einen Hinweis auf die zentrale Bedeutung des Ostseehandels für die Versorgung Preußens mit Farbstoffen liefert. Gemeint ist hier die Remiscere Messe in Frankfurt an der Oder, die jährlich vor Ostern stattfand.²⁸ In der Tat ist dies nicht der einzige Hinweis in den Aufzeichnungen des Lagerhauses, dass Farbstoffe in Frankfurt an der Oder bzw. generell östlich von Berlin angekauft wurden. 1754 und 1755 kaufte das Lagerhaus Indigo in Frankfurt ein; 1755 schickte man zu diesem Zweck sogar den Leiter der Blaufärberei, Nöbeling, nach

27 Basierend auf einer Auswertung der Haupt-Cassen-Rechnung des Königlichen Lagerhauses Berlin für das Jahr 1754. GStA PK I. HA Rep. 181, Nr. 94.

28 Zwei weitere Messen fanden im Juli (Margarethen-Messe) und November (Martini-Messe) statt. Siehe Dehne, Helmut Otto: Die Messe von Frankfurt an der Oder in der Zeit der merkantilistischen Wirtschaftspolitik Preussens im 18. Jahrhundert. Unveröffentlichte Dissertation, Frankfurt a.M. 1925.

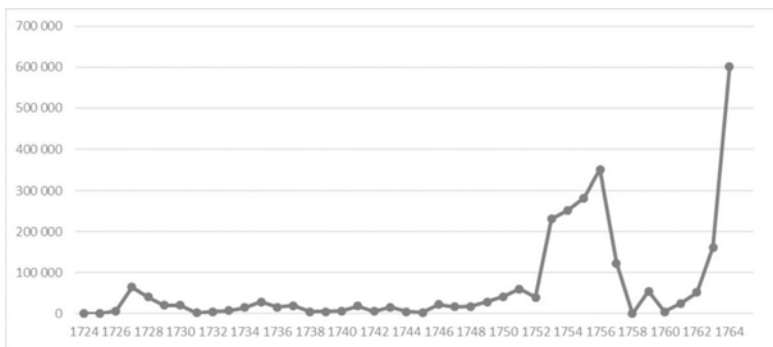
Frankfurt, vermutlich zur Qualitätsüberprüfung und generellen Einschätzung der Lage.²⁹

Es scheint zunächst kontraintuitiv, dass Farbstoffe – insbesondere solche aus Übersee – östlich von Berlin bezogen wurden. Ein Blick in die preußische Wirtschaftspolitik dieser Zeit beleuchtet diesen Sachverhalt.³⁰ 1720 erwarb der Soldatenkönig für 2 Millionen Reichsthaler den Ostseehafen Stettin und Westpommern von Schweden. Durch Infrastrukturmaßnahmen und Zollpolitik versuchte der preußische Staat in den folgenden Jahrzehnten, den preußischen Seehandel von Hamburg nach Stettin zu ziehen. Für den Import von Farbstoffen wurden in diesem Zusammenhang im ganzen Land extrem niedrige Zölle erhoben, teils bestand sogar Zollfreiheit. Für die Handelsschifffahrt auf der Elbe wurden Hürden eingerichtet, um den Handel über Hamburg generell zu erschweren. Gleichzeitig wurde massiv in die Infrastruktur des Stettiner Hafens und auf der Oder investiert. Die Oder wurde entschlammt und teilweise umgeleitet, alte Kanäle saniert und neue geschaffen; in Stettin wurde die Swine vertieft, um auch größeren Schiffen die Einfahrt in den Hafen zu ermöglichen. In der Sekundärliteratur wird normalerweise betont, dass eines der Hauptanliegen Friedrichs nicht erreicht wurde, nämlich den schlesischen Leinwandhandel über Stettin zu ziehen.³¹ Der schlesische Leinwandhandel blieb in der Tat immer aufs Engste mit Hamburg verbunden.³² Bei den Importen von Farbstoffen sieht die Angelegenheit allerdings anders aus.

-
- 29 Im Kassenbuch von 1754 finden sich Ausgaben für Nöbelings Reise nach Frankfurt unter »diverse Unkosten«. *GStA PK I. HA Rep. 181, Nr. 94.*
- 30 Für die folgende Darstellung siehe Wimpler, Jutta: »Prussia's New Gate to the World. Stettin's Overseas Imports (1720–1770) and Prussia's Rise to Power«, in: Wimpler/Weber, *Globalized Peripheries* (2020), S. 57–79.
- 31 Z.B. Schmidt, Theodor: »Beiträge zur Geschichte des Stettiner Handels. Der Handel unter Friedrich dem Großen«, in: *Baltische Studien* 20 (1864), S. 165–273; Beutin, Ludwig: *Der deutsche Seehandel im Mittelmeergebiet bis zu den napoleonischen Kriegen*, Neumünster: Wachholtz 1933; Straubel, Rolf: »Stettin als Handelsplatz und Wirtschaftlicher Vorort Pommerns im spätabolutistischen Preussen«, in: *Jahrbuch für die Geschichte Mittel- und Ostdeutschlands* 50 (2004), S. 131–189.
- 32 Auch dieser Handel ist übrigens ganz klar mit dem Atlantik verbunden, denn schlesische Leinen waren unter den wichtigsten Gütern im Westafrikahandel und wurden auch in großer Zahl nach Amerika gebracht. Siehe Steffen, Anka: »A Fierce Competition! Silesian Linens and Indian Cottons on the West African Coast in the Late Seventeenth and Early Eighteenth Centuries«, in: Wimpler/Weber, *Globalized Peripheries* (2020), S. 37–56.

Zwar sind leider kaum noch Unterlagen zum Stettiner Handel dieser Zeit erhalten³³, aber indirekt kann man grobe Tendenzen durch eine Analyse der Sundzollregister ausmachen. Denn wer in der Frühen Neuzeit mit einem Handelsschiff in die Ostsee und ins Baltikum fahren wollte, musste notwendigerweise durch den Sund fahren und in Helsingör den sogenannten Sundzoll an Dänemark entrichten. Diese Register sind fast vollständig erhalten und wurden 2010 im Rahmen einer Datenbank online zugänglich gemacht.³⁴

Abbildung 3: Stettins Blauholz-Importe in pund³⁵ (laut Sundzollregistern).³⁶



- 33 Knitter, Michał: »Verifizierung von Schiffsstatistiken des Stettiner Hafens in der zweiten Hälfte des 18. und Anfang des 19. Jahrhunderts«, in: *Studia Maritima* 25 (2012), S. 23–50.
- 34 Sound Toll Registers Online, <http://dietrich.soundtoll.nl>
- 35 Gewichtsangaben in den Sundzollregistern sind mit einer gewissen Vorsicht zu genießen, da es im Europa der Frühen Neuzeit kein einheitliches System gab. Ein »Pfund« konnte – je nach Region – unterschiedlich schwer sein. Die Eintragungen in den Registern basierten auf den jeweiligen Schiffspapieren, die Produkte wurden in Helsingör nicht abgewogen. Farbhölzer wurden meistens in dänischen »pund« dargestellt. Vermutlich hat man, trotz der Differenzen, die Angaben aus den Papieren (zum Beispiel in englischen »pounds« oder französischen »livres«) einfach eins zu eins übernommen und in »pund« verwandelt. Die Unterschiede in den Gewichtssystemen sind allerdings nicht groß genug, um die Auswertung grundlegend zu verfälschen.
- 36 Basierend auf einer Auswertung der Sundzollregister: <http://dietrich.soundtoll.nl>. Aufgrund der unterschiedlichen Bezeichnungen und Schreibweisen für Farbstoffe wurden die Schiffslisten für diese Jahre einzeln ausgewertet und daraus eine Excel-Tabelle generiert. Blauholz firmiert unter den Namen »Stockfiskholt« und »Campeche-holt«.

Ziehen wir etwa den von der Menge her am stärksten importierten amerikanischen Farbstoff Blauholz heran, sehen wir einen deutlichen Anstieg der Importe ab 1752. Durch den Ausbruch des Siebenjährigen Krieges brach dieser zwar wieder deutlich ein, erholte sich allerdings auch sehr schnell wieder. Indigo-Importe über Stettin (und die Weiterverschiffung über die Oder nach Frankfurt und Berlin) stiegen sogar noch deutlich früher an, was an der einfacheren Transportierbarkeit der sehr leichten, sogenannten Indigo-Kuchen gegenüber den schweren Farbhölzern liegt. Es verdichten sich also die Belege, dass die handelspolitischen und infrastrukturellen Maßnahmen in und um Stettin sowie an der Oder zumindest ein Faktor waren, der erklärt, wieso Anfang der 1750er plötzlich Farbstoffe in Berlin günstig zu bekommen waren. Zwischen 1730 und 1750 fand eine Durchdringung des Berliner Marktes mit Farbstoffen aus aller Welt statt, und damit auch eine zunehmende Einbindung in globale Warenströme.

Fazit

In der preußischen Wirtschaftsgeschichte des 18. Jahrhunderts gibt es einige Forschungsdesiderate. Um Preußens Aufstieg zu einer bestimmenden Kontinentalmacht³⁷ in diesem Jahrhundert zu verstehen, lohnt sich unbedingt ein Blick in Produktion, Vertrieb und Logistik sowie auf wirtschaftspolitische Maßnahmen. Die in diesem Beitrag fokussierten staatlich initiierten Infrastruktur- und Finanzmaßnahmen vor allem zum Ostseehandel müssen keineswegs der einzige Faktor gewesen sein; so verwies Ilja Mieck bereits 2009 darauf, dass auch der Handel Preußens mit Westeuropa erschreckend schlecht erforscht ist, und daran hat sich in den letzten Jahren auch wenig geändert.³⁸ Indem wir Brandenburg-Preußens Versuch, vom globalen Handel zu profitieren und seine eigenen Produkte sowohl intern als auch international konkurrenzfähig zu halten, in den Fokus rücken, können wir das verbreitete Verständnis vom Aufstieg Preußens als Ergebnis rein »interner« Kraftanstrengungen erweitern. Der Aufstieg war nicht nur ein Produkt

37 Für einen Überblick siehe W. Neugebauer: Brandenburg-Preußen in der Frühen Neuzeit, S. 314–333; Clark, Christopher: Iron Kingdom. The Rise and Downfall of Prussia, 1600–1947, London: Penguin Books 2007.

38 Mieck, Ilja: »Preußen und Westeuropa«, in: Neugebauer, Das 17. und 18. Jahrhundert (2009), S. 411–851.

»preußischer« Disziplin, Bürokratie und Diplomatie sowie des preußischen Militärs, sondern auch eng mit dem Zustrom von Rohstoffen aus kolonialen Räumen verbunden. Davon profitierte auch Berlin: als Handelsplatz und als Standort großer Gewerbebetriebe.